

Nr. 165. Bromberg, den 21. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(9. Fortsetzung.) ———

Es war, als wollte die Natur selbst einen Teil dazu beitragen, daß die Arbeit hier mit Mut und Freuden angefangen wurde. Der herrlichste Augusttag blaute über dem Bergland, als es soweit war; als die Männer von Moorburg und den umliegenden Dörfern seit Jahren das erste Mal wieder zur Arbeit schritten, die Schaufeln über den Schultern.

Feierlich läuteten die Kirchenglocken das große Ereignis ein. Dem alten Geistlichen, seit drei Jahrzehnten betreute er die Moorburger Gemeinde, standen die Tränen in den Augen, als er die Soldaten der Arbeit zum ersten Mal wieder zu nutzbringender Tätigkeit an sich vorüberziehen sah. Er kannte sie alle, viele von Kindesbeinen an. Er hatte sie vor dem Altar mit ihren Frauen zusammengegeben und ihre Kinder getauft. Freude und Not hatte er mit ihnen erlebt und geteilt. Nur in den letzten Jahren war die Freude allzu karg und die Not selbst für ein gläubiges Herz allzu groß gewesen. Aber das war ja nun alles vorbei . . .

Der alte Engelrodt tat den ersten Spatenstich. Dann ratterten die Maschinen — eine Kleinbahn zwischen den verschiedenen Mooren war angelegt, der Weg für Kätheles Gulaschkanone geebnet.

Der höchste Berg der Rhön lag in vorherbstlicher Bläue. Mit ihren scharfen Feldstechern hatten die Flieger im Fliegerlager drüben den Beginn der Arbeit auf dem Hoherodtkopfmoor beobachtet, die Zeitungen hatten es ja überdies schon alle gebracht, daß man dort begann, das Ödland zu kultivieren.

Bald überschwebte ein Flugzeug im schönen Gleitflug das Moorgebiet. Gerade vor Peter Otts Füße fiel der Eichenstrauß mit dem schwarz-weiß-roten Band.

Peter Ott winkte dankend hinauf. Dann trennte er ein kleines Eichenreis ab und steckte es an den Hut. Das andere brachte er Engelrodt.

„Fliegergruß von der Wasserkuppe", meldete er strahlend. Engelrodt sah auf die Eichenzweige in seiner Hand.

„Deutsche Eiche, deutsche Farben", sagte er, „ein besseres Omen kann's ja nicht geben, Ott. Wir tun's ja auch nicht für uns hier, wir tun's ja für das Volk."

*

Die Überlandzentrale, von der aus die Gebiete des Vogelberges mit elektrischer Kraft gespeist wurden, war auch in den Dienst des Meliorationswerkes gestellt worden. Sie lieferte dem Strangeschen Torfbagger Strom, der unaufhörlich den Torf selbsttätig ausgrub, ihn formte und auf seinem Trockenfelde ausbreitete.

„Wir müssen uns selbst finanzieren", hatte Peter Ott nachdenklich gemeint, als er den ersten Überblick über den Reichtum dieses Hochmoors bekam. Nach vielen Schreibereien war es ihm denn auch gelungen, zwei Fabriken, die mit Torfheizung arbeiteten, als Abnehmer noch während des Meliorationsprozesses zu gewinnen. Von Gelnhausen aus, das am Fuße des Vogelgebirges liegt, wurde der Brennstoff mit der Bahn oder auch zu Schiff verfrachtet und den Bestimmungsorten zugeführt. Alles entwickelte sich über Erwarten so schnell, daß Peter zehn Hände und vier Köpfe gebraucht hätte, wie er am Abend lachend zu Engelrodt sagte. Weiß Gott, er hatte nicht mehr Zeit, am Tage an Friede zu denken. Nur die stillen Abende in diesem Lande hätten nicht sein dürfen. Die Heide prangte in ihrem roten Blütenkleide und sah bei Sonnenuntergang aus, wie ein zauberhafter Seidenteppich. Wenn Peter Ott nach getaner Arbeit nachdenklich und müde zugleich ein Stündchen durch die Heide ging und sich in das flimmernde Heidekraut warf, kam das alte Weh wieder über ihn. So weich und zart schmiegten sich die roten Blütenköpfchen an sein Gesicht, wie die streichelnde Hand einer geliebten Frau. Dann gingen Peters Gedanken auf die Wanderschaft, weit, weit über die Grenzen der Heimat hinaus.

Wulff hatte ihm geschrieben. Hatte ihm halb scherzhafte, halb ernste Vorwürfe gemacht, von Fahnenflucht und schlechter Kameradschaft gesprochen. „Sieht dir sonst gar nicht ähnlich, mein Sohn", stand in dem Schreiben. „Wenn ich auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte, wie ernst es dir mit deinen Moorkultivierungsideen war, hätte ich dir das ganze Bourtanger Moor zu Kolonisationszwecken zur Verfügung gestellt. Jedenfalls habe ich eine stattliche Anzahl von Hektar erworben, die nur auf die Nutzbarmachung durch dich warten.

Daß Friede auf dem Wege nach Mexiko ist, wirst du wohl schon durch die Zeitungen wissen. Deutschland ist ihr wahrscheinlich zu klein geworden. Auf jeden Fall ist sie zu den ollen Azteken ausgewandert. Wie schade, daß sie deine Conchita nicht kennt und wenigstens eine Frau drüben zur Seite hat, auf die sie sich verlassen kann. Unbegreiflich diese Abenteuerlust. Aber sie ist eben ein Starrkopf von Kindheit an, die Friede. Und ein Starrkopf wird sie bleiben."

Peter hatte den Brief eigentlich vernichten wollen. Und doch, immer wieder zog er ihn heraus, obwohl er wußte, daß ihn jedes Wort über Friede unendlich schmerzte. Aber es war ihm jetzt, in dieser einsamen Stunde, als wäre Schmerz noch besser, als überhaupt nichts von ihr zu wissen.

*

Donna Victoria übte in ihrer Privatreitbahn, einer Sehenswürdigkeit von Mexiko. Eine riesige Halle mit Hürden und allen möglichen Hindernissen. Victoria arbeitete jetzt geradezu fanatisch. Es gab nur ein Ziel: diese deutsche Meisterin zu schlagen. Denn es war selbstverständlich, daß sie, Donna Victoria di Zapota, zu dem Rennen genannt hatte. Ein glücklicher Zufall hatte sie in Leonardo einen Reitknecht finden lassen, der lange Jahre mit einer deutschen Zirkustruppe gereist war. Er kannte die Art der Deutschen, ihre Pferde zu trainieren, genau.

Jetzt stand er mitten in der Reitbahn und exerzierte seine Herrin nach deutscher Manier. Donna Victoria saß in einem gelben, bastseidenen Reitanzug auf dem Pferd, eine Schirmmütze von weichem Leder auf den Haaren. Mit verbissenem Ehrgeiz arbeitete sie Caramella. Das wundervolle Tier war schon völlig naß. Immer wieder mußte das Schweißmesser in Tätigkeit treten und die weißen Flocken, die aus dem Maul auf das glänzende Fell fliegen, beseitigen. Victoria war zu den Tieren ziemlich

erbarmungslos. Man durfte Tiere nicht zu gut behandeln, man mußte auch beim Training das Letzte aus ihnen herausholen. Sonst streikten sie womöglich, wenn es darauf ankam! Die Tiere mußten, wie die eingeborenen Dienstleute, die Peitsche zu schmecken bekommen. Wenn Leonardo sie warnte, Caramella nicht zu hart anzufassen, lachte Donna Victoria:

„Dios mio, warum soviel Aufhebens wegen eines Gauls? Glauben Sie, daß man mit einer weichen Hand bei Vollblut überhaupt etwas erreicht?"

Leonardo liebte Pferde über alles, besonders die wundervollen rassigen Tiere seiner Heimat. Sie waren so leicht zu erziehen, wenn man sie richtig anfaßte. Aber nicht so wie die Senora.

*

Friede hatte Glück, während der ganzen Überfahrt war das Meer glatt wie ein Spiegel. Fanfare zeigte nicht das geringste Symptom von Seekrankheit. Man konnte sie arbeiten wie an Land. Am Morgen vor dem Turnier an Bord waren alle Plätze bereits restlos ausverkauft. Der Zahlmeister Wendland hatte um keinen Preis Friede verraten wollen, wie groß die Einnahmen schätzungsweise sein würden.

„Was gezeichnet wurde, erfahren Sie zum Schluß als Überraschung von mir, gnädiges Fräulein", hatte er gesagt. Dabei mußte sich Friede beruhigen. Aber an Wendlands verschmitztem Gesicht sah sie, es würde eine hübsche Summe sein, die man dem Vaterlande zukommen lassen konnte. Alles ging überhaupt so, wie sie es wünschte. Denn auch Felipe hatte ihr mitgeteilt, daß Friedes Angebot von seiner Filmgesellschaft angenommen war. Darauf hatte sie mit Felipe eine bestimmte Morgenstunde verabredet, zu der ihr Training auf Fanfare verfilmt worden war.

Spatz strahlte, wie der Mond beim Aufgang, als er mit auf das Bild sollte. Sogar Fanfare schien sich zu freuen.

„Nicht zu glauben, sogar das Tier kommt mir filmverrückt vor", lachte Friede, denn Fanfare machte vor der Kamera ein paar Tempi.

Commodore Schneider hatte alles mögliche getan, um das Fest würdig zu gestalten. Der Speisesaal prangte in einem Blütenmeer.

Rührend, wie alle sich hier Mühe geben, dachte Friede und ging suchend das Sonnendeck entlang. Vielleicht traf sie Commodore Schneider noch vor Beginn der Festlichkeit, um ihm zu danken. Auf halbem Wege lief ihr Senor Potosi entgegen. Er stürzte sich auf ihre Hand und bat:

„Senorita, darf ich einen Augenblick inkommodieren?"

„Bitte", sagte sie mehr höflich als begeistert.

„Für Ihre Opfer der Arbeit", er drückte ihr einen Scheck in die Hand.

„Ich möchte nämlich nicht, daß meine Spende so ohne weiteres im Rahmen des Ganzen untertaucht."

„Oh maravilloso, Senor Potosi". Friede war einen Augenblick lang wirklich glücklich. Das war ja eine märchenhafte Summe, die Potosi ausgeschrieben hatte. Sie schüttelte ihm die Hand. Doch als er sie festhielt und flüsterte:

„Oh, Senorita von Stetten, können Sie mich nicht wenigstens Don Luis nennen, wie es bei uns Landessitte ist", meinte Friede etwas ironisch lächelnd: „Sehen Sie mal, Senor, ob Sie die Summe in arabischen oder römischen Zahlen ausschreiben, die Summe bleibt dieselbe. Und ob ich Senor Potosi oder Don Luis sage, bleibt sich ebenso gleich." —

Die mächtige Speisehalle des Schiffes war heute abend in einen vollkommen einwandfreien Turnierraum verwandelt. Unter Musikklängen strömten die Zuschauer plaudernd und erwartungsvoll herein.

Bald saßen sie Kopf an Kopf. Und auch oben auf der Galerie drängten sich die Passagiere der Touristenklasse und das dienstfreie Personal. Ein flotter Marsch, Friede ritt ein.

„Tadellos", sagte einer der Herren, der lange Baron von Bütum, selber ein bekannter Herrenreiter. „Wie das Mädel auf dem Pferde sitzt. Also einfach großartig."

Eine etwas überelegante Dame lächelte spöttisch:

„Finden Sie es nicht reichlich extravagant von diesem Fräulein von Stetten, sich hier so zu produzieren, das Aufsehen der Menschen zu erregen?"

„Ach nee?" meinte Baron von Bütum und sah anzüglich auf die überaus dekolletierte Abendtoilette der Sprecherin, „es soll Damen geben, die durch andere Extravaganzen das Erstaunen der Umwelt erregen, ohne dabei für einen guten Geschmack das geringste zu leisten."

Die rundliche Dame wurde unter dem scharfen Blick Baron Bütums unwillkürlich rot und zog ihren Weißfuchs über die Schultern.

„Wie meinen Sie das, Baron?"

„Ach Gott, meine Gnädigste, das war nur eine allgemeine philosophische Betrachtung."

Dann nahm Bütum sein Glas und beobachtete aufmerksam Friede. Wirklich, sie schien heute ihren besonders guten Tag zu haben; auch Fanfare gehorchte ihrer Zügelführung wie ein Lamm. Friede hatte für dieses Turnier ihren strengen schwarzen Reitdreß angelegt. Sie sah noch größer und schlanker aus als sonst. Das blonde Haar unter dem schwarzen Reitkäppchen flimmerte im Licht der vielen elektrischen Lampen wie Gold.

Im Hintergrund stand Spatz. Er war zum ersten Male in seinem Leben ein wenig besorgt.

„Wenn det man jut jeht", hatte er noch beim Satteln zu Friede gesagt. „Schließlich schunkelt der Kasten janz jehörig, gnädiges Fräulein, und ob Fanfare da uff so jedes Tempo injeht?"

Friede konnte ihm nicht unrecht geben. Das Wetter war böig, und es war leicht möglich, daß das Pferd, an diese schlingernde Bewegung auf der Turnierbahn nicht gewöhnt, Schwierigkeiten machte.

Aber Fanfare ging unter ihr, als ob er daheim wäre. Die Menschen saßen mit angehaltenem Atem dabei, wie Friede die schwierigen Nummern absolvierte. Wenn ein besonders schwerer Sprung kam, ging ein gepreßtes Aufatmen der Erregung durch die Menge. Der abgegrenzte Raum, in dem Friede arbeitete, war durch die grellen Jupiterlampen Felipes beleuchtet — unaufhörlich schnurrte der Aufnahmeapparat.

*

Mehrere Tage später hatte Victoria di Zapota abermals einen schlechten Tag. Der „Corida" brachte einen ausführlichen Bericht über das Bordturnier, in der er der blonden Deutschen die größten Chancen für die Veranstaltung in Mexiko City gab.

„So hat Donna Victoria schon lange nicht getobt", flüsterte Manuela dem Reitknecht zu, den sie einen Augenblick frühmorgens traf. „Das Frühstücksgeschirr hat sie auf die Erde geworfen. Der ganze Kaffee ist auf dem neuen Teppich verschüttet. Aber besser auf dem Teppich als auf meinem Kopf! Weißt du, was sie gesagt hat, Leonardo? So einen verrückten Einfall, ein Turnier an Bord, kann nur eine Deutsche haben. Wahrscheinlich hat sie sich an dieser Veranstaltung gesund gemacht. Kein Mensch in ganz Mexiko würde glauben, daß sie die Summe von 10 000 Dollar für diese sogenannte Wohltätigkeit überwiesen hatte. Glaubst du es, Leonardo?"

Leonardo zuckte die Achseln:" Mit den Deutschen kennt man sich nie aus. Die sind imstande und tun so etwas."

„Dann sind sie wirklich verrückt", entschied Manuela und lief zurück, denn aus dem Schlafzimmer der Herrin gellte die Klingel.

*

9. Kapitel.

Donna Victoria hatte in einem recht. Die Summe von 10 000 Dollar war wirklich zusammengekommen. Ohne einen Pfennig Abzug ließ sie die gesamte Summe vom nächsten Hafen aus nach Berlin überweisen. Sie war glücklich, daß sie das für die Heimat tun konnte. Und darum war sie auch bei dem Schlußball ihres Ehrentages so froh wie selten.

Ball an Bord. Blumen dufteten aus allen Schalen. Lichter überglänzten alle Räume. Das Schiff hat einen Tanzsaal im ersten Deck. Aber an schönen Abenden wird oben im Freien getanzt. Decke ist dann nur der Himmel mit seinen Millionen südlicher Sterne. Die weiche Abendluft kühlt die erhitzten Gesichter. Friede ist die Schönste. Das ist die Meinung aller Männer an Bord und die neidische Feststellung der Frauen. Das seegrüne Kleid liegt duftig um ihre Glieder. Sie ist ganz schmucklos. Nur ein altertümlich gefaßter schwerer Goldanhänger, ein Erbstück ihrer Großmutter, hängt an einer Kette von dem schlanken Halse und versprüht ein geheimes Feuer. Der Commodore Schneider eröffnet mit Friede den Ball.

„Wie schön", sagt sie lächelnd, als sie ihm folgte. „Ein Straußscher Walzer, ich tanze so gern Walzer."

„Ganz mein Fall, gnädiges Fräulein, mit dem modernen Gejazze habe ich mich immer noch nicht abfinden können."

„Dann versuchen Sie es auch gar nicht mehr, Herr Kapitän. Negermusik wird bei uns gottlob unmodern."

„Aber drüben in Mexiko dürfen Sie das nicht sagen, gnädiges Fräulein. Dort ist doch die Heimat des modernen Tanzes."

„Tango, ja! Der ist schön. Aber diese Niggerstepps können von mir aus in der Versenkung verschwinden."

Der Straußsche Walzer war kaum beendet. Da warf die Musik schon die zuckenden Rhythmen des Tango argentino in den Raum. Friede hatte sich eben an ihrem Tisch bei Don Potosi erholt. Da sprang der auch schon auf.

„Donna Friede, darf ich bitten?"

La Habanera — intonierte die Kapelle. Alles, was von Südamerikanern an Bord war, begann leise mitzupfeifen oder in die Hände zu klatschen. Und dann führte Don Luis Friede von Stetten auf die Tanzfläche. Zuerst hatte sie eine gewisse Hemmung zu überwinden. Potosis körperliche Nähe war ihr plötzlich unangenehm. Aber die Klänge des berühmten Tangos umschmeichelten sie mit einer so lockenden Kraft, daß ihre Tanzfreudigkeit erwachte. Das eine mußte sie sich zugeben: So wie Don Luis hatte sie noch keiner beim Tanz geführt. Sie hatte das dem unscheinbaren kleinen Männchen gar nicht zugetraut, daß er ein so glänzender Tänzer wäre. Süß sangen die Geigen, weich und schmeichlerisch umspannten die Töne Friede wie mit einem Zauberband. Wie kam es nur, daß dieser Tango sie so plötzlich an die Heimat erinnerte? Sie sah das reife Korn auf den Feldern von Wurlitzerode. Es rauschte in schweren Wellen und hatte einen geheimen Rhythmus wie die Rhythmen dieses Tanzes. Die Blumen dufteten. Die Bäume bewegten sich leise. Ganz fern war sie und ganz in der Heimat. Da plötzlich löste sich der Bann mit der verklingenden Musik. Sie erwachte zur Wirklichkeit, und diese Wirklichkeit war ein wildes Beifallklatschen aller Festgäste. Sie hatte es in dem Rausch des Tanzes gar nicht bemerkt, daß sie und Don Luis die einzigen waren, die noch tanzten. Jetzt hielt sie verwirrt und verloren inne.

„Aufhören, bitte, Don Potosi. Wir sind doch kein engagiertes Tanzpaar."

„Es gäbe keines, das so tanzte, wie Sie, Donna Friede."

(Fortsetzung folgt.)

Die glückliche Insel.

Ein Ferienbild von **Karl Heinrich Rückert.**

Glücklich ist die Insel, weil sie weit weg vom Festland liegt. Weit weg vom Alltag, denn die Menschen kommen nur in Festtagsstimmung herüber, am Sonntag, am Urlaubs- und Ferientag. Der Dampfer bringt sie von der nahen Großstadt am Meer, über eine sanftgekräuselte tiefblaue Wasserfläche, unter einem tiefblauen Himmelsgewölbe daher, und Mandolinenspieler musizieren dazu — südlich sehnsüchtige Lieder von Mondeslicht und Nachenschaukeln... Sturmflut und Schnee bedrohen die Insel nicht, ewig liegt sie im südlichen Sommer. — Aber ist das alles Grund genug? Glücklich ist die Insel vielleicht in Wahrheit nur, weil es die Menschen seit Jahrzehnten so sagen.

Kommen die Fremden an, so besuchen sie zuerst die Grotte — die Höhle am Meer mit ihren berühmten Lichteffekten. Dunkel ist die Grotte, aber im Wasser flimmert, vom Kalkboden hereingespiegelt, die Sonnenhelle, und es ist, als schwebten die Nachen der Fischer auf einem See aus azurblauem Licht. Zwei Insassen faßt jedes Boot außer dem rudernden Fischer, und aus dem Maß von Begeisterung, mit der sich jeweils die Paare zur Fahrt zusammentun, kann man ersehen, ob es Liebesleute, flüchtige oder gute Bekannte sind...

Am Südhang des Bergrückens winden sich die Serpentinen einer Autostraße empor — aus nüchternem neuzeitlichem Beton, aber von der Sonne in das gleiche schimmernde Licht getaucht wie die Tempelruinen und die weißgetünchten Fischerhäuser. Die Fischer, ach, die brauchen keine Autostraße — ein berühmter Industrieller hat sie gebaut, ein mächtiger Mann vom nördlichen Festland. Irgendwo an einem grauen Fluß liegen qualmbedeckt seine Eisenwerke, seine Hochöfen und Bureaus — aber im Sommer kam er auf die glückliche Insel, für zwei Monate, ohne Pläne und Ingenieure, mit seinen guten Freunden.

Der Eisenkönig ist tot, aber immer noch gibt es mächtige Männer auf dem Festland, die sich sommers nach einer glücklichen Insel sehnen. Laßt die Weltgeschichte weitergehen, die Insel wird nicht ausgeschaltet! Aus den neuen Hauptstädten kommen neue Gäste. Zimmer werden bestellt und Kabelleitungen gelegt, und zuweilen kehrt irgendein Präsident gleich bei der Ankunft wutschnaubend um, weil ein gewisser anderer gestern ankam...

Nicht braunhäutige Fischer allein bilden die ständigen Einwohner des Eilands. Menschen aus aller Herren Länder gibt es noch ein paar Dutzend. Vor Jahren sind sie hergezogen, Maler und Dichter, um unter Palmen und bei gleißender Sonne ständig festliche Eindrücke zu haben. Auf Sonntag war das ganze Leben eingerichtet, aber die draußen in der Welt unerbittlich ablaufende Zeit hat auch Werktage in ihrem Kalender. Zwar scheint die Sonne und stehen noch die Palmen, aber draußen gab es inzwischen Weltkrise und Devisenschranken. Den Eintagsbesuchern fehlt die Valuta zum Kauf großer Bilder, und die Buchhonorare kommen nicht mehr über die verschiedenen Grenzen. Den alten Romandichter läßt seine Regierung noch monatlich versorgen, weil seine siebzig Jahre das Klima der Heimat nicht mehr vertragen. Der tschechische Maler fertigt nur noch postkartengroße Bilder, und seine Tochter sucht dafür bei den Touristen ein paar Silberstücke zu erhandeln; sechzehn Jahre ist das Mädel und gehörte längst auf eine Schule in der Heimat. Der russische Lyriker endlich aus dem Nachbarhaus, der ging nach Rußland kürzlich — ja, und ist von seinen irdischen Sorgen erlöst...

Oh, die Insel nimmt teil am Weltgeschehen! Freilich, weil sie sich immer so absonderte vom gewöhnlichen Weltenlauf, erlebt sie die großen Schicksale jetzt auch auf eine außergewöhnliche und nur bruchstückhafte Art mit. Denn viel wissen diese Maler und Schriftsteller ja nicht vom Leben ihrer Völker daheim. Dem alten deutschen Ehepaar — den weißen Professor nennen die Fischer den Mann, weil er stets in hellen Hosen und Wollwesten geht — bringt die Post monatlich eine deutsche Zeitschrift auf die Insel. Er ist als Mitarbeiter tätig, aber begeisterter fast noch als Leser. Die beiden Deutschen warten den Briefträger gar nicht ab, sondern stehen schon an der Agentur, wenn das Postboot ankommt. Und ringsum drängen sich dann Fischer und Fischersfrauen, um die glänzenden Bilder des Heftes zu bestaunen und sich den Sinn der Unterschrift erklären zu lassen.

Ja, die weißen Professorsleute! Sie sind Sachverständige für alles Schriftliche. Oft schickt eine überspannte Engländerin oder Französin Liebesbriefe auf die Insel — für den Gondelführer Antonio oder Pedro, den sehnigen bronzebraunen Mann, der sie damals in die Grotte steuerte . . . Diese Briefe muß die Frau des Professors vorlesen, und gutmütig schreibt sie auch gleich die Antwort nieder — einen Antwortbrief, jawohl, Antonio, der Kavalier, weiß was sich schickt! Die rundliche Frau des Fischers steht derweilen strahlend daneben und freut sich der Weltberühmtheit ihres Gatten. Was ist doch Antonio für ein Mann! Drei Ausländerinnen haben sich schon in ihn verliebt. Und in den dicken Giulio der Nachbarin erst eine. —

Doch das Leben hat hier immer noch seine kleinen Besonderheiten — der Wein freilich gehört nicht dazu, der aller Welt bekannte Inselwein. Drüben auf dem Festland kann man ihn erhalten und in den Schänken bis hoch im Norden am Gebirge. Auf der Insel selbst gibts keinen Inselwein. Denn so berühmt und begehrt ist dieser Traubensaft, daß sich die Winzer selbst nicht einen Tropfen gönnen. Er wird ausgeführt, und den eigenen Durst löscht man auf der Insel mit Festlandsorten; sie sind billiger und — — besser, sagte mir ein Eingeborener. — Ja, die Insel ist glücklich weil es die Menschen seit Jahren so sagen.

Humoresken der Technik.

Massenrasieren mit Göpelantrieb. — Das unsichtbare Porzellangerät.

Von Dr. Gottlieb Scheuffler.

Die Geschichte des technischen Fortschritts enthält einen herzhaften Schuß Komik. Meist freilich sind die Heiterkeitsausbrüche, die das heutige Publikum angesichts mancher Erfindern nicht gewollt. Es gibt aber auch Leistungen, die schon zu ihrer Entstehungszeit keinen anderen Zweck verfolgten, als den, heiter zu stimmen. Lassen wir einige Beispiele von freiwilligen Humoresken der Technik auf dem Hintergrund des unfreiwilligen technischen Humors aufmarschieren!

Man spricht heute von Katzenmusik. Die wenigsten wissen, daß dieser Ausdruck durch einen geschichtlichen Vorgang, der freilich abscheulich genug war, eingeführt wurde. Zum Spaß baute man im siebzehnten Jahrhundert große „Klaviere", in denen Katzen und Schweine zusammengepfercht waren. Die Schwänze der Tiere wurden so gelegt, daß beim Tastenanschlag Hämmer darauf klopften; manchmal auch trieb der Tastenanschlag eine Nadelspitze in den Schwanz der unglücklichen Kreatur. Die armen Geschöpfe schrien natürlich jämmerlich — und das nannte man stolz „Katzenmusik". Erfindungen solcher Art würden heute mit Zuchthaus geahndet. In der guten alten Zeit hatte man gegen Tierquälerei noch nichts einzuwenden. Auch Peter der Große von Rußland ließ sich 1716 ein Katzenklavier bauen.

Harmloser war das Farbenklavier, das der Jesuit Louis Bertrand Castel im Jahre 1725 erfand. Der Tastenanschlag ließ in langsamer oder schneller Folge wechselnde Farben sehen. Mit diesem „Augenklavier" sollten dem Auge dieselben angenehmen Empfindungen verschafft werden wie durch das „gewöhnliche" Klavier dem Ohr. Das Farbenklavier hat sich nicht eingeführt. Halb zum Scherz erdacht, wird es heute ganz als Humoreske empfunden . . .

Am meisten Spaß machen aber doch viele von den ganz ernsthaft erdachten Dingen. Um das Bartscheren — lies: Rasieren — durch eine Maschine im großen besorgen zu können, hatte 1754 ein schlauer Herr namens Maschenbauer einen Apparat zusammengestellt, angesichts dessen heute manche Techniker vor Neid erblassen werden. Ein Pferd zog einen Göpel, der im Kreis ein Messer an der Innenwand eines Gehäuses entlangführte. In Backengröße befanden sich hieran Löcher, in die nun von draußen die Männer, die sich verschönen lassen wollten, in langer Reihe ihre frisch eingeseiften Wangen hielten. Wasser, Spiegel, Handtücher lagen bereit . . . Ob wirklich jemand dieser Bart-Roß-Mühle Fetzen seiner Backen anvertraut hat?

Eine große Errungenschaft übergab im Jahre 1830 der Pariser L. F. Mine der Öffentlichkeit. Es war ein Blechkasten mit einem Deckel. Zweck — um ein Nachtgeschirr hineinzusetzen. „So kann man also mit einem Nachtgeschirr in der Hand über den Hof gehen, ohne sich ängstlich verstecken zu müssen", lobte die Patentschrift.

Daß wir uns, um schneller fortzukommen, in das Luftschiff, aufs Fahrrad, ins Auto setzen, ist recht vernünftig. Sonderbarerweise schlug aber jemand um 1800 vor, die Menschen möchten, damit sie schneller gehen lernten, einen kleinen Luftballon von etwa einem Meter Durchmesser auf den Zylinder binden, außerdem um den Leib Luftruder schnallen; der Ballon würde den Körper etwas anheben und so die Anstrengungen des Schreitens erleichtern, während die Ruder, mit den Händen bedient, das übrige besorgten. 1911 erhielt ein Wiener das deutsche Reichspatent auf einen Apparat, der das Bergsteigen erleichtern sollte. Der Tourist trägt einen Tornister mit Preßluft oder Benzin sowie an den beiden Seiten wie herabhängende Schwerter zwei Triebzylinder, deren Kolbenstangen Bewegungen in die Sehnen bringen, indem sie die Beine des bedauernswerten Opfers abwechselnd zwischen Ferse und Hüfte spreizen. Wo und wie der mit der Bewegungsmaschine ringsum beladene Bergsteiger, in der reinen Bergluft umhüllt von Benzinwohlgerüchen, sein anderes Gepäck schleppen sollte, darüber hat sich der Herr Erfinder keine Gedanken gemacht: Das schlug nicht in sein Fach. — Manche Erfinder scheint der Herr im Zorn erschaffen zu haben.



Bunte Chronik



Der Prinz von Wales reformiert die Herrenmode.

Der Prinz von Wales, der bekanntlich tonangebend für die englische Herrenmode ist, hat unlängst in den glühenden Hundstagen einen energischen Schritt zur Reformierung der Mode im Hochsommer unternommen. Bei der Grundsteinlegung des neuesten Krankenhauses in der englischen Hauptstadt, zu der die Spitzen der Behörden und zahlreiche Ehrengäste, unter anderen auch der Prinz von Wales, eingetroffen waren, erschienen wie üblich alle Teilnehmer des Festaktes in feierlicher schwarzer Kleidung und schwarzem Zylinder. Umso größere Sensation erregte der Prinz von Wales, der leicht und luftig gekleidet erschien. Er trug einen ganz hellen Anzug, dazu ein seidenes Hemd mit weichem Kragen. Man glaubt in England, daß damit endgültig die alte Tradition der feierlichen „Zwangskleidung" durchbrochen ist, die gerade an heißen Sommertagen gewiß für die gesamte Männerwelt eine Folter war. Es besteht kaum ein Zweifel, daß man in Zukunft in London dem Beispiel des englischen Thronfolgers folgen und auch bei festlichen Anlässen eine leichte sommerliche Kleidung bevorzugen wird.

Lustige Ecke





„Laß' doch die Dummheiten, Trudchen, wir haben wohl an ernsteres zu denken!"

*



Der Meisterschütze schießt die Schießbude leer.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.